

Häufig heißt es, Frauen seien in der Wissenschaft deswegen unterrepräsentiert, weil die lange Zeit der akademischen Qualifizierung identisch sei mit der Familiengründungsphase. Stimmt das?

Es stimmt zum Teil, greift aber insgesamt zu kurz. Tatsächlich ist eine wissenschaftliche Laufbahn in Deutschland stark vorstrukturiert. Die faktisch immer noch vorhandenen Altersgrenzen für Berufungen, Juniorprofessuren und Stipendien sind starr; das Abweichen von gängigen Mustern wird kaum toleriert. Ohnehin gibt es wenig Durchlässigkeit - zwischen Wissenschaft und Elternzeit oder aber auch zu anderen Berufen. Ein Problem der Wissenschaft ist die mangelhafte Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber da gibt es noch weit mehr. Statistisch fallen Frauen nicht erst von der akademischen Karriereleiter, wenn es um die Kinder geht.

Warum steht Deutschland dann beim Frauenanteil so schlecht da?

Ganz wichtig ist, dass Frauen weniger gefördert werden als Männer - in einem Bereich, in dem ohne Förderung nichts geht. Vor allem werden Frauen auf der informellen Ebene benachteiligt. Sie bekommen weniger Hinweise und Tipps, weniger Chancen zur Veröffentlichung, weniger Zugang zu Netzwerken.

Worauf führen Sie das zurück?

Wissenschaftler neigen dazu, Schüler zu produzieren, die ihnen ähnlich sind. Und solange 80 bis 90 Prozent der Professoren männlich sind, werden sie Nachwuchs fördern, der ihnen ähnlich ist. Dazu kommt: Der "Gender Bias" ist nicht zu unterschätzen. Das sind unreflektierte Vorurteile. Solange diese wirken, werden Frauen - oft nicht bewusst, aber systematisch - schlechter bewertet. Das wird in Bewerbungs- und Berufungsverfahren ebenso deutlich wie im so genannten "Peer Review" anderen Orts. Wer von einer Frau empfohlen wird, nicht im Mainstream liegt, gar selbst zu "den Anderen" gehört - also eben zum Beispiel eine Frau ist - hat schlechtere Karten. Das gilt auch für die neueren Verfahren, mit denen in der Wissenschaft Qualität gesichert werden soll. Die Bibliometrie, also die Zahl von Veröffentlichungen und Zitaten, spiegelt, dass Frauen bei gleicher Qualität seltener zitiert und veröffentlicht werden.

Was müsste passieren?

Wir sollten tun, was wir zu tun versprechen: wirklich Qualität beurteilen. Wir könnten also wissenschaftliche Leistungen grundsätzlich im ersten Schritt anonymisieren: und zwar von der Klausur im Studium über die Bewerbung bis zum Projektantrag. Dann käme es auf die gute Idee und den Erfolg versprechenden Zugriff an, nicht aber auf die Herkunft oder das Geschlecht oder gar das nette Aussehen auf dem Foto. Wenn es um eine Stelle geht, wird natürlich irgendwann auch die Person auftauchen - aber eine faire Vorauswahl wäre eher zu erreichen, wenn erst später klar wird, ob das ein Mann oder eine Frau ist. In den USA ist übrigens an vielen Universitäten längst selbstverständlich, Bewerbungen so zu behandeln, dass weder die ethnische Herkunft noch das Geschlecht erkennbar ist.

Reicht dieses künstliche Verfahren zur Förderung der Akzeptanz von Frauen aus, indem man sie quasi versteckt?

Tatsächlich werden Frauen jetzt versteckt - solche Verfahren würden Leistung auch von Frauen sichtbarer machen. Die Alternative ist die Auseinandersetzung mit den Vorurteilen - ich plädiere für beides. Ziel muss es sein, in den Köpfen etwas zu ändern. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft

könnte diese Dinge mit Spitzenforschern diskutieren - damit klar wird, wie stark wir noch an Stereotypen kleben, und damit sich das ändert. Gefragt ist ein kultureller Wandel - und der tritt ja erst ein, wenn ein Frauenanteil in einer Männerdomäne über 30 Prozent liegt. Dahin sollten wir mindestens kommen. Und dabei helfen auch noch andere Instrumente: Veränderte Förderungskriterien oder Gleichstellung als Bestandteil des Qualitätsmanagements von Hochschulen sind Beispiele. Was immer noch gern übersehen wird ist nämlich: Gleichstellung ist auch ein Faktor für mehr Qualität in der Wissenschaft!

Interview: Jeannette Goddar